

**Zeitschrift:** Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift  
**Band:** 5 (1901)  
**Heft:** 23

**Artikel:** Edelchen  
**Autor:** Ermatinger, Emil  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-576051>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 30.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

hergewandert ist. Solange aber durch die grenzenlose Unordnung die Manuskripte in Gefahr waren, der Wissenschaft überhaupt verloren zu gehen — wurden sie doch schon als Feuerungsmaterial benützt! — wird der ethische Konflikt die Betreffenden nicht allzusehr bedrängt haben.

Die Hüter dieser Schätze sind etwa dreißig Mönche, die sich offenbar in eine Aristokratie und eine Plebs teilen. Die erstere unterscheidet sich schon durch eine etwas reichere und sorgfältigere Kleidung von der gewöhnlichen Bruderschaft; zu ihr gehört in erster Linie der Steuophylax, der die Stelle eines Priors einnimmt, ein schöner, freundlicher Mann; dann der Dekonom, der für das Leibliche der Brüder zu sorgen hat und von dessen Härte und Geiz die niedern Brüder viel zu erzählen wissen; außerdem darf sich auch der Bibliothekar seiner verhältnismäßigen Bildung wegen zu diesen Obersten des frommen Volkes rechnen. Allerdings in einem Punkte reicht er bei weitem nicht an seine beiden Vorgesetzten heran; wenn man nämlich der Medisance einiger Brüder trauen darf, so sind jene beiden reiche Leute, die mehrere Tausend Pfund auf der Bank liegen haben und eifrig bemüht sein sollen, diese Summe zu äufnen. Inwiefern diese Lasterkunde mit dem Sachverhalt und den Klosterregeln stimmen konnte, war uns natürlich unmöglich zu erfahren. Eines konnten wir dieser Erzählung mit Sicherheit entnehmen, daß nämlich zwischen der Aristokratie und der Plebs ein empfindlicher Gegensatz besteht. Schon im Außern; diese

niedern Brüder sehen alle aus wie Malertypen für den verlorne Sohn, was Zerlumptheit, Schmutz und Verwahrlosung anbetrißt. Ich weiß nicht, ob diese Eigenschaften vielleicht nicht als besonders verdienstvolle Askese auch noch zu den Klostersgelübden gehören. Mein Keulichkeitsgefühl empört sich jetzt noch, wenn ich an den ersten Abend denke, an welchem einer der Mönche mir entgegenkam, näher, immer näher, bis er mich schließlich in seine Arme erwißte und seine Lippen aus dem Urwald seines wilden Bartwuchses heraus mir einen brüderlichen Kuß auf die Wangen pflanzte. Meine Freunde schauten mit innerer Genugthuung diesem Zärtlichkeitsanfall zu, für den mir das Verständnis abging. In den abgestumpften Gesichtern ist keine Spur von Andacht, von Frömmigkeit, von Geistigkeit zu lesen, wie man sie doch etwa in abendländischen Klöstern finden mag. Viele der Mönche sollen hieher gekommen sein, um der irdischen Gerechtigkeit zu entgehen. Das Kloster ist in der That ein Strafkloster, wie z. B. auch Mar Saba in der Wüste Juda, und manche böse That, vielleicht nicht nur gegen die Klostersgelübde, muß in dieser Weltabgeschiedenheit gebüßt werden. Viele sind dem Trunk ergeben, welcher Leidenschaft das Kloster durch eine eigene Arakbrennerei Vorschub leistet. Der Gärtner, der uns etwa einiges in die Küche brachte, hätte für ein Glas Whisky das ganze Kloster verkauft oder alle seine Geheimnisse verraten.

## Edelchen.

Märchen von Emil Ermatinger.

Es war einmal ein Kind, dem waren Vater und Mutter gestorben, und es lebte einsam und fern von den Wohnungen der Menschen nur mit seiner Großmutter in einer Hütte mitten im tiefen, tiefen Walde. Die Großmutter war eine zauber- und kräuterfundige Frau, zu der die Leute von nah und fern herbeiströmten, um sich ihre Bresten von ihr heilen zu lassen. Und keiner ging ohne Trost und Gefühnung von dannen, sofern er nur zwei Bedingungen erfüllte. Die erste war: er durfte den weiten und beschwerlichen Weg durch des Waldes Dickicht nicht scheuen. Denn die Alte verließ ihre Hütte niemals und wanderte niemals zu den Siechen in ihre Wohnungen, und wäre es selbst ein Graf oder gar ein König gewesen, der krank lag, er hätte sich bequemen müssen, selber zu ihr zu gehen. Und die zweite Bedingung war: der Heilsuchende mußte an sie glauben, fest an ihre Kunst vertrauen; denn jeder Zweifel, ein fragend Wort, ja ein ängstlicher Blick zerschchnitt gleich einem feinen Messer die Wunderkraft ihrer Mittel, und an wem einmal ihre Wirkung zu nichte geworden war, an den legte sie niemals mehr ihre heilende Hand, der mußte auch augenblicklich ihre Hütte verlassen und durfte ihr nie mehr nahen. Darum geschah es auch selten, daß ein Reicher von ihr geheilt wurde. Denn die Vornehmern, denen alle Bequemlichkeiten der Erde auf silbernem Teller dargeboten werden, konnten sich nur schwer entschließen, die mühselige Reise tief in den Wald zu machen, und über dem mannigfaltigen und genussreichen Wohlleben, das sie umgiebt, verloren sie die fromme Einfalt des Herzens, woraus der Glaube erblüht. Den Armen aber, die gewohnt sind, im Glauben an eine selige Zukunft des Tages Mühen zu vergessen, spendete die Alte fast immer lindernde Heilung. Jahraus jahrein war der schmale Platz vor ihrer Hütte belagert von Leidenden und Siechen, die teils auf Krücken herangehumpelt kamen, teils von ihren Angehörigen auf Tragbahnen und Wägelchen hergebracht wurden. Da wuchs das scheue Kind auf, das die Leute Edelchen nannten. Von früh auf war sein Herz dem zarten Mitleid für die Pein der Menschen offen, und ein mildes, inniges Wesen wob in seinem Leibe, und ein Adel glänzte aus ihm, also daß man

meinte, es gehe einher umstrahlt von schimmernder Dufthülle. Und waren seiner Großmutter alle die Kräuter des Waldes unterthan, so gehorchten dem Kinde noch dazu die Tiere alle auf der Erde, die Vögel auf den Bäumen und die Fische im Wasser, und es wußte ihre Sprache zu deuten. Wo es wandelte, da folgte ihm ein braunäugiges Reh oder ein stinker Hase oder ein kluger Fuchs, und die Blumen am Wege hoben ihre Augenlein zu ihm auf und grüßten es mit anmutigem Neigen ihrer Köpfelein, und ihre Glöcklein begannen zu schwingen und zu läuten, daß es weit durch den ganzen Wald mit silberfeinen Stimmllein tönte: „Edelchen kommt, Edelchen kommt!“ Und dann nickte Edelchen einer jeden mit seinen großen blauen Augen freundlich zu, am freundlichsten aber der garstigen, schmutzigen Krötenblume, welche die andern alle nicht leiden konnten. Und für die war es ein Festtag, wenn Edelchen vorbeizog. Denn sobald es sie erblickte, zupfte es mit seinen schlanken Fingern einen feinen Faden aus seinem langwallenden, goldglänzenden Haare und schlang ihn um die Blume, und siehe da! von der Berührung mit dem goldenen Menschenhaar begann die Berachtete zu strahlen und zu leuchten von reinstem Golde, viel schöner und herrlicher, als alle ihre Schwestern. Aber was noch schöner und herrlicher war: in diesem Augenblick liebten alle Geschöpfe des Waldes die Krötenblume in reiner Liebe und nannten sie ihre traute Schwester. O wie da die Krötenblume in holder Freude errötete, und wie sie noch lange nachher, wenn Edelchen verschwunden war und der goldene Zauber verblaßte, von diesem Glücke der Liebe träumte!

Eine solche Kraft wohnte in dem einsamen Kinde.

Aber an einem trüben Novembermorgen, als die Herbststürme tobten und das Laub der Bäume rot zur Erde niederregnete, starb die Großmutter. Sie hatte ihr Lebenlang die Kranken nur um der Liebe willen gesund gemacht und keine Schätze von ihnen genommen. Daher hinterließ sie ihrem Enkelkinde außer der haufälligen Hütte kein irdisches Gut als einen runden, klarschiffenen Krystall, den ihr Urahn vor Zeiten im Walde aus der Erde gegraben hatte. Es war ein wunder-

jamer Stein. Er spiegelte auf seiner kleinen Fläche die ganze Umgebung wieder, so scharf und in so leuchtenden Farben, daß das Spiegelbild tausendmal schöner war, als die Wirklichkeit. Was aber noch wunderbarer war: es wohnte in dem Stein eine seltsame Heilkraft, stärker und rascher wirkend, als die Heilkraft der Kräuter, über welche die Großmutter geboten hatte. Denn wer das Spiegelbild mit gläubigem Herzen schaute, der genas im Augenblick von jeglicher Krankheit des Leibes und der Seele. Doch wohnten diese wunderbaren Eigenschaften nur in dem Krystall, wenn Edelchen ihn selber in der Hand hielt. Lag er in der Hand eines andern, so waren die Unriffe der Bilder verwischt und die Farben stumpf und matt, und er strahlte keine heilende Kraft aus.

Eine Zeitlang blieb Edelchen noch in der Hütte im Walde. Es war ihm einsam zu Mute, als die Großmutter von den letzten Menschen, welche sie auf ihrem Sterbelager noch gesund gemacht hatte, zu Grabe geleitet worden war, und als die Blumen verdorrt waren, die Tiere gestorben, fortgezogen oder sich in ihre Schlupfwinkel verkrochen hatten. Doch es hartete aus und glaubte, die Leute müßten nun zu ihm kommen, um sich heilen zu lassen. Die Kranken kamen aber immer spärlicher, und wie sich allmählich die Kunde im ganzen Lande verbreitet hatte, daß die Alte gestorben sei, blieben sie ganz aus. Denn die Leute liebten das Hergebrachte und Gewöhnliche, auch wenn es das Umständlichere und Schlechtere ist, und als sie nun statt der Kräuter-salben und -tränkein der Großmutter nur in den Spiegel zu schauen brauchten, um gesund zu werden, da entsetzten sie sich vor dem Neuen, und niemand traute dem Steine in der Hand des Kindes diese Wunderkraft zu.

Als Edelchen sah, daß die Leute nicht zu ihm kamen, da beschloß es, den Wald zu verlassen und in die Welt zu wandern. Denn die Menschen erbarnten es, und es meinte, ihnen mit seinem Krystall helfen zu müssen. Und es machte sich auf und ging; es war mitten im Winter. Den wundersamen Stein trug es in einem leinenen Beutelchen vorn auf der Brust, an der Stelle, wo es das Klopfen des Herzens spürte. Es schien ihm, die beiden, der Krystall und das Herz, gehörten enge zu einander.

Und Edelchen kam zu den Wohnungen der Menschen, in die Dörfer und Städte. Zwar dünkte es, die schönsten Straßen mit den prächtigsten Palästen seien alle mit einander lange nicht so schön, wie der Waldwinkel, darin es aufgewachsen. Aber es wanderte tapfer weiter, denn es hatte einen festen Willen und meinte, es sei in die Welt gezogen, um zu helfen und zu heilen, nicht aber, damit es sich dort belustige. Die Menschen, bei denen es erschien, staunten es an. Es trug nämlich gar sonderliche, unmodische Tracht und hatte nicht alltägliche Gebärden. Sie maßten es mit neugierigen Blicken und fragten es zuerst, ob es ein Knabe oder ein Mädchen sei, und als Edelchen, das ihr Fragen nicht verstand, sie nur mit großen, unschuldigen Augen ansah und lächelnd den Kopf schüttelte, da wurden sie unwillig und sagten, jeder rechte Mensch sei entweder ein Mann oder eine Frau und gebe sein Geschlecht durch seine Kleidung zu erkennen. Ein besonders Schläuer fragte das Kind nach seinem Namen, und als es sagte: „Edelchen,“ da erhuben sie alle ein laut-schallendes Gelächter und riefen alle durcheinander: „Edelchen, Edelchen! hahaha! Edelchen! Solch einen Namen giebt es ja gar nicht! Edelchen, ja, Edelchen, darunter können wir uns etwas denken, das ist ein Name! Hör' mal! Wir wollen dich Edelchen nennen! Willst du? Bleib bei uns, und wir wollen dich kleiden nach unserer Art und dich unsere Sitten lehren. Aber deinen Namen mußt du ablegen. Edelchen! hahaha!“ und sie mußten sich die Bäuche halten vor Lachen.

Zornig wallte es in Edelchen auf, als es das Lachen hörte. Aber es erinnerte sich, wozu es in die Welt gegangen war, und sagte sich und fragte die Leute freundlichen Tones, ob nicht ein Kranker da sei, den es heilen könne.

Da aber sahen sie das Kind mit spöttischen Blicken an, sungen nur noch lauter an zu lachen, streckten die Hand aus so hoch, wie Edelchen war, und deuteten mit bedenklicher Miene sich an die Stirne.

Und traurig schlich sich Edelchen von dannen.

Und es wanderte lange durch Feld und Wald und mied die Wohnungen der Menschen. Endlich aber ermannete es sich und gedachte seiner Pflicht und wandte sich wieder in die Welt. Es war aber ein anderes Land, und die Leute, die es bewohnten, waren hart und gaben nicht gern von ihrem Ueberflusse. Wenn Edelchen an ihre Thüren trat und um ein Stücklein Brot flehte,

jagten sie es fort, und wenn es anging, von seiner Heilkunst zu reden und ihnen seine Kraft anbot, da schrien sie: „Oho! Das Bettelkind dünkt sich wohl gar noch besser zu sein, als wir!“ und hegten es mit den Hunden fort. Und Edelchen hungerte sehr und hatte nicht, wo es sich bergen konnte vor des Wetters Unbill. Eines Tages kam es nach langer Wanderung müd und erschlagen in eine große Stadt, wo gerade Jahrmart war. Und wie es die vielen Menschen sah, die da feilschten und Geld gewannen und sich um die Kramläden und Schaubuden drängten, da entfaun es sich seines Krystalls, den es lange nicht mehr hervorgezogen, weil der Spott der Leute ihm sein köstliches Besitztum verleidet hatte. Und es dachte: wenn auch die Menschen von der Heilkraft des Krystalls nichts wissen wollen, so kann ich ihnen doch das wunderbare Spiegelbild auf seiner Oberfläche weisen und mag mir damit ein Stück Geld verdienen, damit ich mein Leben fristen kann.

Und es that also und ging hin zu den Leuten auf dem Markt und wies ihnen das Spiegelbild des Krystalls und meinte, sie damit zu entzücken. Aber weh! Wie hatte Edelchen seine Selbstfremdheit betrogen! Die Leute freuten sich nicht über sein Kleinod. Anfangs zwar zeigten sie großes Interesse für das seltsame Spiel und drängten sich einer um den andern herzu und starrten auf den Stein in Edelchens Hand und betasteten ihn. Dann aber, als einer täppisch den Stein aus Edelchens Hand nahm und sich die Linien des Spiegelbildes verserrten und die Farben verblaßten, da warfen sie das Kleinod Edelchen hastig wieder zu, begannen zu schmähen und schrien, das sei gar kein richtiges Spiegelbild der Wirklichkeit, und weil der Stein kein wahrhaftes und getreues Bild der Wirklichkeit gebe, so sei er nichts wert, sei eine Fälschung, ja gar ein Teufelsjuck. Und sie hießen Edelchen den Stein einstecken, wenn sie es nicht vor Gericht führen sollten und liefern höhrend und johlend auseinander.

Als Edelchen allein war und sein Blick auf das Kleinod fiel, da war der vordem so glänzendhelle Stein von den tastenden Fingern der Leute über und über beschmutzt und von dem Speichel ihrer geifernden Zungen bespritzt, also daß das Spiegelbild, statt in überirdischer Schönheit zu erstrahlen, selbst vor Edelchens Blick und in seiner Hand jetzt matt und unrein unter der schmutzigen Oberfläche hervorschimerte.

Und wie das Kind sein einziges und heiligstes Gut also entweiht und entstellt sah, da sagte es ein scharfer und stehender Schmerz, und es warf sich auf die Erde hin und wälzte sich am Boden hin und her und hatte in seiner Dual des Krystalls, den es in der Hand hielt, nicht acht. Da geschah es, daß bei den heftigen Bewegungen Edelchens das Kleinod an einen spitzen Stein schlug und zerbrach. Und in demselben Augenblick zersprang auch Edelchens Herz.

Für tot lag das Kind in der Ecke des Marktes, in welche es sich geflüchtet hatte. Neben ihm wogte das Getümmel des Tages vorbei, feilschten, lachten und fluchten die Menschen, und keiner kümmerte sich um den Leichnam. Und er blieb liegen, bis es Abend ward.

Da auf einmal, wie die Sonne hinter den beiden roten Kuppeltürmen des Domes verschwand, erhob sich ein tiefes Mäuschen am Himmel, und zwei gewaltige Adler kamen herangeflogen und senkten sich langsam und feierlich auf Edelchen nieder und saßten es sorgsam, der eine am Kopf und der andere an den Füßen, und stiegen wieder auf mit der federleichten Last und trugen sie hoch durch die blauen Abendlüfte von hinnen.

Mund und Augen weit aufgerissen, standen die Leute auf dem Markte da und gafften regungslos in die Luft.

Mitten im Walde, wo einst der Großmutter alte Hütte gestanden, war eine weite Wiese, die leuchtete und prangte in allen Farben von den herrlichsten Blumen. Dahin brachten die Adler das tote Kind und ließen es sanft auf den leise geneigten Hügel auf der Wiese niedergleiten. Dort lag es, still und rein und engelschön. Die weißen Arme hatte es über der Brust gekreuzt. Seine Haare wallten in goldener Flut zu beiden Seiten hinab und vermischten sich mit den Blumen am Fuße des Hügels. Von seinem klaren Antlitz und dem lichtblauen Gewande, das die schwächtigen Glieder umhüllte, strahlte ein wunderbares Leuchten in die Dämmerung. Und die Bäume huben an zu rauschen, und die Blumen begannen zu läuten, in langen, klagenden Tönen. Da kamen die Tiere alle aus Wald und Feld herbei und standen mit gesenkten Köpfen um den Hügel und schauten mit traurigen Augen auf Edelchen hin, und vom Himmel her tönte also ein sanfter überirdischer Gesang:

„Weiche Klänge, selge Lieder  
Tragen dich zum Himmelsaal,  
Und zur Heimat kehrt du wieder  
Aus der Fremde trüber Qual.“

Kehrt zur alten Mutter wieder,  
Die dich ihre Kunst gelehrt,  
Dich zur Erde sandte nieder,  
Daß du heilest, was verlehrt;

Daß die Menschen sie erlöse  
Von der Erde Fluchgewinn.  
Doch die Menschen, ach, sind böse,  
Und am Eiteln hängt ihr Sinn.

Und sie brachen deine Blüte,  
Höhnten auf dein dienend Los —  
Kehr, o Kind voll Licht und Güte,  
Kehr in deiner Mutter Schoß!“

Auf einmal sah man eine lichte Schimmerwolke hoch aus den Lüften sich auf den Hügel niedersinken, und indes der ganze Wald in zauberhaftem Licht erstrahlte, neigte sich ein Engel sanft hernieder, hob Edelchen in seine leuchtenden Arme und trug es zum Himmel empor.

Zu derselben Stunde aber kehrten die Leute in der großen Stadt vom Marke nach Hause, zogen ihre schwarzen Festtagskleider an und begaben sich zum Dome, um der Totenfeier für ihren vornehmsten Mitbürger beizuwohnen, jenen großen Künstler, der die beste Zeit seines Lebens, von der Heimat verkannt, im Glend gelebt hatte.



„Der Schnellzug kommt!“ I. (G. Meyer-Cassel in Zürich).

## Die Dankbarkeit der Republik.

**E**s übt das Vaterland der schlichten Eidgenossen die Tugend der Dankbarkeit nicht in fürstlicher Weise. Unsere Republik hat keine Walhalla: unsere Walhalla ist die Geschichte. Da findest du die hohen Standbilder der Drachentöter von Struthan bis Zwingli, und von Zwingli bis Hscholke; da die Friedensboten vom sterbenden Attinghausen bis zum Eremiten in Stans, von Niklaus Wengi bis auf das Greisenhaupt Zellwegers in Trogen. — Die Republik der Eidgenossen hat keine

Adelsdiplome und keine Ordenskreuze: das Ordenskreuz aller ist das ruhmbehränzte Kreuz ihres Schlachtbanners und des Schweizers Adelsbrief sind seine Thaten. Gehe hin an die Linth und lies den Namen „Echer“ im Granit! — Die Republik im Schoße ewig beschneiter Alpen hat keine Brillanten: ihre Brillanten sind die Thränen des dankbaren Volkes, mit denen es das Grab seiner Wohlthäter segnet.

Aus: Aphorismen aus Dr. Aug. Kellers pädag. Schriften.arau, 1883. S. N. Sauerländer's Verlag.